

Der Bundesrat hat entschieden, dass ab 28. Mai öffentliche Gottesdienste wieder möglich sind. Das Datum wie auch die Tatsache, dass der Entscheid nach einem Gespräch mit dem Rat der Religionen veröffentlicht wurde, strafen die Vermutung Lüge, der Bundesrat habe bei den ersten Bekanntgaben zur Rückkehr in die Normalität die Kirchen vergessen. Sie wären eben in einer säkularen Gesellschaft zu wenig relevant. Das Ende des religiösen Lockdowns kommt nun nämlich genau einige Tage nach dem Ramadan sowie unmittelbar vor Shavuot und Pfingsten.

Das ist kein Zufall, auch wenn es nicht lange vorausgeplant gewesen sein mag. Der muslimische Festkalender wurde also noch massiv beschnitten, weniger die jüdischen und die christlichen Feste. Will man dem Bundesrat keine religiöse Diskriminierung vorwerfen, so könnten dahinter doch Überlegungen stehen, dass gesundheitliche Schutzkonzepte beim Ramadan weniger durchgehalten werden können als bei Shavuot und Pfingsten.

Subsysteme der Gesellschaft

Auf jeden Fall war die Debatte um öffentliche Gottesdienste ein Spiegel für das Verhältnis von Religion und Gesellschaft. Ist Glaube nur Privatsache, kann er im Lockdown gut gelebt werden. Hat er auch gesellschaftliche Relevanz, ist die Frage, worin diese besteht. In der Motivation für soziales Engagement und bei einer Pandemie für seine Bestattungsrituale? Oder ist die Seelsorge für die Psychohygiene in Krisenzeiten von besonderer Bedeutung?

Es besteht ein breiter Konsens, dass Religion hilft, Leiden und Sterblichkeit sinnstiftend zu bewältigen sowie stützende Gemeinschaft zu bieten. Damit sie diese Wirkung jedoch entfalten kann, müssen Religionsgemeinschaften als Subsysteme einer Gesellschaft anerkannt werden. Sie haben einen eigenständigen Wert, der von keinem ande-

Das Ende des religiösen Lockdowns hat Brisanz

Die Debatte um den Zeitpunkt der Rückkehr zu öffentlich zugänglichen Gottesdiensten ist ein Spiegel für das Verhältnis von Religion und Gesellschaft. Gastkommentar von Christian M. Rutishauser

ren Träger übernommen werden kann. Religionsvertreter haben in der öffentlichen Debatte für diese Positionierung einzustehen. Es ist ein gesellschaftlicher Ort zwischen spiritueller Privatisierung und paternalistischer Vereinnahmung der Gesamtgesellschaft.

Die Debatte um das Ende des kirchlichen Lockdowns war eng verknüpft mit der Debatte für und wider Online-Gottesdienste. Eine Flut von spirituellen Impulsen, Gebetsangeboten, gestreamten Messen, Gruppenabendmal über Zoom usw. hat in den letzten zwei Monaten versucht, liturgische Gemeinschaft zu stiften. Die Varianten reichten

vom gottesdienstlichen Zuschauen vom Stubensofa aus bis hin zum Brotbrechen und Weintrinken vor dem Bildschirm. Sie zeigen, wie unterschiedlich gottesdienstlicher Vollzug verstanden wird. In der Debatte steht also nicht nur öffentlich contra privat, auch nicht nur individuell contra kollektiv. Durch die digitale Alternative zum öffentlichen Versammlungsgottesdienst geht es um das Verhältnis von Virtuellem und Materiellem, von Geistigem und Körperlichem, von Seelischem und Leiblichem.

Dass in einer Notsituation wie bei einer Pandemie die Glaubensgemeinschaften ganz auf den geistigen und virtuellen Vollzug setzen, ist nur vernünft-

ig. Die Situation kann sogar zu einer im normalen Alltag oft schwer erreichbaren Verinnerlichung beitragen. Die ganz Frommen, die Mystiker, kommen seit je ohne äusserlichen Gottesdienstvollzug aus, so sehr sind sie vom transzendenten Geist durchdrungen. Doch die grundsätzliche Auflösung in den geistigen Pol würde in die spirituelle Privatisierung führen und in platonischer Weise aus der Welt heraus.

Gerade die drei abrahamitischen Traditionen wollen jedoch in die Welt hineinführen. Sie nehmen daher die Leiblichkeit und damit die Gemeinschaft besonders ernst. Sie wollen je mit ihrem Geist diese Wirklichkeit durchdringen.

Leibliches und Geistliches

Für die Kirchen hat der Lockdown mit der Fastenzeit vor Ostern begonnen. Eigentlich eine ideale Gelegenheit, Fasten vertieft zu begehen. Gottesdienste werden nun zwischen zwei Festtagen möglich, die das Verhältnis von Leiblichem und Geistlichem thematisieren: An Christi Himmelfahrt kommt die physische Gegenwart Jesu unter den Menschen endgültig zum Ende. An Pfingsten wird aber der Heilige Geist gefeiert, der die neue Form darstellt, in der Christus in dieser Welt zugegen ist. Dass das Christentum folglich als eine rein geistige Angelegenheit zu verstehen sei, wäre aber ein Trugschluss. Vielmehr ist Jesus und der Leib Christi nun erfahrbar in der konkreten Gemeinschaft derer, die Christus anhängen, der Kirche.

Hoffentlich inspiriert die zeitliche Koinzidenz viele Prediger und Predigerinnen zu einer aktuellen Auslegung des Christseins, wenn sie die ersten öffentlichen Gottesdienste feiern. Langweilige Predigten sind dieses Jahr an Pfingsten nicht erlaubt.

Christian M. Rutishauser ist Provinzial der Schweizer Jesuiten.



Die kirchliche Deutung der Corona-Krise bedient sich manchmal überholter Denkmuster.

CHARLIE RIEDEL / AP

Der Deutungsnotstand der Kirchen im Seuchenfall

Es war unerlässlich, dass von kirchlicher Seite etwas zur Corona-Pandemie gesagt wurde, was über die Formel vom «unergründlichen Ratschluss» Gottes hinausging. Sehr viel war es nicht. Gastkommentar von Peter Strasser

Aus den «Vatican News» ist zu erfahren, dass sich die beiden grossen christlichen Kirchen in Deutschland gemeinsam gegen die «These» wenden, Corona sei eine Strafe Gottes. Entsprechend teilt die Direktorin des Katholischen Bibelwerks der Katholischen Nachrichten-Agentur mit: «Gott straft nicht, sondern Gott rettet.»

Nur vereinzelt sind andere Töne zu vernehmen. In seiner Ostersonntags-Predigt findet der Regensburger Bischof deftige Worte: «Wer zum Himmel spuckt, trifft sich selbst. Vielleicht ist die Menschheit als ganze gerade dabei, sich die eigene Spucke aus dem Gesicht zu wischen.» Jetzt also ist der Frevler mit dem Wegwischen verseuchter Aerosole beschäftigt!

Hier wird in kaum verschleierter Form die jahrtausendealte Angst vor dem göttlichen Strafgericht geschürt. Was sonst? Im Dezember 2004 war Kardinal Christoph Schönborn, Erzbischof von Wien, aus Anlass des Tsunamis, der eine Viertelmillion Tote forderte, in die schwerstbetroffene Region Indonesiens, Banda Aceh, gereist. Er spendete den dort Überlebenden Trost. Anschliessend liess er uns wissen, dass Gott ein Zeichen gesetzt habe, welches uns auffordere, zum Glauben zurückzukehren.

Heute will Schönborn – er ist im Begriff zu demissionieren – von Strafe nichts mehr wissen. Vor Ostern stellte er im österreichischen Fernsehen (ORF) der Nation einige Fragen, allesamt rhetorisch: «Ist es wirklich notwendig, dass wir übers Wochenende zum Shoppen nach London fliegen? Ist es wirklich notwendig, dass wir unsere Weihnachtsferien auf den Malediven verbringen?» Und konsequent endeten die Bedenken des Kardinals bei einer ökologisch, nicht theologisch alarmierten Frage: «Müssen wirklich 200 000 Flugzeuge täglich in der Luft sein?»

Gewiss, es war unerlässlich, dass von kirchlicher Seite aus etwas gesagt wurde, was über die Formel vom «unergründlichen Ratschluss» Gottes hinausging. Aus den Worten des Kardinals, der Gott, eher lustlos, «zunächst» aus dem Spiel lassen wollte, ging hervor, dass wir tödlicher Krisen bedürften, um existenziell wieder zur Besinnung zu kommen. Aber die höhere Pädagogik des christlichen Gottes der Liebe, ob als solche ausgesprochen oder nicht, ist wohl kaum geeignet, religiöse Zweifel zu besänftigen. Denn die unspezifischen Lektionen der Gnade – einmal ein Tsunami, dann ein Erdbeben, dann wieder eine Seuche – machen summa summaum noch keine Theodizee.

«Théodicée», das war zu Beginn des 18. Jahrhunderts der von Gottfried Wilhelm Leibniz unternommene Versuch, Gottes Schöpfungswerk zu rechtfertigen. Leibniz wollte die leidensdurchwirkte Schöpfung mithilfe der Formel, wir lebten in der besten aller möglichen Welten, rational rechtfertigen. In Wahrheit untergrub er jene Religiosität, die sich seit je am Leitfaden der Heilsgeschichte orientiert hatte. Diese kannte einen guten Anfang und ein gutes Ende; dazwischen lag das «Tal der Tränen», worin Gott unbotmässiges Verhalten in patriarchalisches Manier bestrafte.

Seit der Vertreibung aus dem Paradies war Gottes Liebe eine bittere; ihr Weg führte über die Dornenkrone und den Kreuzestod. Am Ende je-

Heute fühlen sich die meisten Menschen metaphysisch alleingelassen. Sie sollen beten. Warum? Sie sollen ihr Leben ändern. Wozu? Alle letzten Gewissheiten sind verblasst.

doch war die Herabkunft des Neuen Jerusalem geweissagt: Halleluja. In jeder Phase kollektiv-menschlicher und individueller Not lebte der Christ hoffnungsvoll auf dieses Ende zu. Heute hingegen fühlen sich die meisten Menschen metaphysisch alleingelassen. Sie sollen beten. Warum? Sie sollen ihr Leben ändern. Wozu? Alle letzten Gewissheiten sind verblasst.

So bemerkenswert, ja bewundernswürdig das sozialetische Engagement aus dem Geiste der Caritas ist, es kann die Deutungshoheit über die letzten Fragen der Existenz nicht hinreichend ersetzen. Die Menschen richten all ihre Hoffnungen zusehends auf Sozialingenieure und Biotechniker, die mit wissenschaftlichen Instrumenten den Massentod, vor dem Zusammenbruch des Systems, zu verhindern suchen. Diesem Wandel des kollektiven Klimas entsprechen symbolhaft die Heiligen Messen, die aus Corona-Angst vor leeren Bänken abgehalten und in die Wohnstuben übertragen werden, wo man die Finger nicht in Weihwasser taucht, sondern sich mehrmals täglich die Hände zwanzig Sekunden lang wäscht.

Aus unseren Gesellschaften sind mit der Glaubensinbrunst, die nicht nach Vernunftgründen fragt, auch die grossen Tröstungen gewichen. Wird die Christenheit sich des «Fetischdienstes und Afterglaubens» (Kant) zugunsten einer weltimmanenten Menschheitsmoral Schritt für Schritt entledigen, oder wird sie den Drang nach Geborgenheit unter der Gnadenregie Gottes reaktivieren?

Wohl niemand weiss heute, wie beides zusammengehe: ein glaubensloser Westen, der seine Transzendenzlosigkeit ethisch kultiviert, mit einer Glaubensrenaissance, die unsere zerbrechliche Humanität jenem heilsgeschichtlichen Ende unterordnet, dessen Erfüllung seit zweitausend Jahren aussteht.

Peter Strasser ist Universitätsprofessor i. R. Er lehrt an der Karl-Franzens-Universität Graz Philosophie.